



LECKER-

BISSEN

Es sollte in Berlin passieren. Der Stadt, in der schon so mancher Kandidat seine Seele verkauft hatte. Es sollte in Berlin passieren, in einem der hoffnungsvollsten Augenblicke der jüngeren deutschen Geschichte: Am Anfang der Mitte der neunziger Jahre, als die Mauer schon eine ganze Weile gefallen war. In Berlin, wo die Vorstellungen, die man sich hier wie drüben von der anderen Seite gemacht hatte, vielleicht früher als anderswo als Irrtümer erkannt worden waren. Wo man im Osten wie im Westen desillusioniert, irritiert, plötzlich neugierig aufeinander zuging. In Berlin.

Es wäre ein Leichtes gewesen, sich einen Kandidaten aus einem anderen Milieu herauszusuchen. Die Stadt wimmelte damals nur so von Glücksrittern, und im Immobilienbereich oder in der Autobranche wären sie Schlange gestanden, ihre Seele zu verkaufen für ein Quäntchen beruflichen Mehrerfolg. Nein, es sollte diesmal etwas Besonderes werden: ein Künstlerseelchen, das noch nicht von Ehrgeiz zerfressen war, das sich tapfer dafür abstrampelte, seinen künstlerischen Vorstellungen Ausdruck zu verleihen. In einem Umfeld, das zwar nicht von Idealen, aber durchweg von Idealismus getragen war, wo man sich gab, wie man war, und wo man dem Gegenüber keine finsteren Absichten unterstellte.

Es sollte ein Leckerbissen werden, zum Abschluss des Zwanzigsten, das ihm so herrliche Pakte beschert hatte, Abgrundtief Dämonische Oder Leidenschaftlich Faustische. Schauprozesse, Tod, Armut, Lager, Irrationalismus, Nationalismus. Massenmorde, Akribisch Organisiert. Ein Pakt alter Schule sollte es werden, bevor im 21. die Frauen, die eine ganz andere Vorgehensweise erforderten, die Zügel in die Hand nehmen würden.

Und so nahm **Es** männliche Gestalt an, wurde wieder der alte Teufel mit Klumpfuß und fuhr in den Körper eines Zampanos im Kleinkunstmilieu. Doch Satan ahnte nicht, dass ihm eine mächtige Gegenspielerin erwachsen sollte, die ihm das Leben zur Hölle machen würde.

VORREDE



Ich verachte Schriftsteller, die in der ersten Person schreiben. Das ganze Popliteratenpack, das sich seit Mitte der neunziger Jahre mit nur einer Masche nach oben geschrieben hat: ein selbstironisches männliches Erzähler-Ich, das, von der Bewältigung des Alltags überfordert, von den Frauen verschmäht, aus der Loserperspektive lustige Details seiner Adoleszenz heranholt. Effektvoll, rasch welkende Blüten dazumaliger Alltagskultur, unter zwanghaftem Name-Droppen von Handelsmarken zusammen mit deftigen Jokes zu lässig drapierten Bouquets arrangiert, um auf Abendveranstaltungen, in der Pose des Undergroundliteraten, vor ihrer gickelnden Zuhörerschaft, letztendlich mit schlechter Comedy zu reüssieren. Und die Fangemeinde befällt ein wohliges Schaudern, wenn sie die Fernsehserien, die Computerspiele und die Süßwaren ihrer Kindheit zur Literatur erhoben sieht. Das heimelige Wiedererkennen von Musiktiteln, das gemeinsame Kichern über längst vergangene Eigentümlichkeiten in Kleidung und Haarschnitt beschränkt sich jedoch nur auf die Altersgruppe +/- 5 Jahre des Alters der Ich-Erzähler. Alle

Keiner der Coming-of-Age-Apostel käme jemals auf die Idee, eine Ode in der zweiten Person Singular, ein Manifest in der ersten Plural oder eine Publikumsbeschimpfung in der zweiten Plural, geschweige denn in der Höflichkeitsanrede zu verfassen. Ihr träges Stammpublikum würde ihnen jede Abweichung vom vorgeschriebenen Ritual verübeln. Ihr Konsens darüber, was als lustig zu gelten hat, ist ihnen nicht erschütterbar. Der durchschnittliche Karnevalist ist in seinem Humorverständnis leichter zu irritieren. Selbstgewiss und selbstreferentiell baden seither die diversen Alterskohorten in ihren generationellen Suppen und weigern sich trotzig, über den Tellerrand der Humorgeschichte zu kucken. Das war mal anders. Also meiner Meinung nach. Doppelpunkt.

anderen haben das Pech, zu früh oder zu spät geboren, nicht

zu den Erlauchten zu gehören.

7

KAPITEL I



DIE KANDIDATEN

Jakob wollte wissen, was aus Walter geworden war. Er hatte Walter vor dem Fall der Mauer kennengelernt. Das war zwar nur ein paar historische Momente her, doch es war atemberaubend, welche Haarnadelkurven manche Lebensläufe in dieser kurzen Zeitspanne genommen hatten. Wie würde sich ein wandelhaftes Wesen wie Walter durch die Wirrungen der Wende laviert haben?

Schon zu Vorwendezeiten war Walter in jeder Hinsicht außergewöhnlich gewesen. Er war einer der wenigen Bürger, die unter kulturellen Vorwänden mit ihrer Kniebund-Lederhose in den Westen reisen durften. Seine Reiseberichte brachte er dann unter dem Pseudonym "Voland" in DDR-Journalen unter. Walters euphorische Rezension über Jakobs Westberliner Theatergruppe war ein Schmuckstück in deren Pressemappe gewesen, zeugte eine DDR-Kritik doch von internationalem Ansehen!

Was Jakob an Walter besonders bewunderte, war: Walter konnte reden. Seine ausladende Art zu erzählen unterschied ihn von den kurzgetakteten Vielrednern im Westen, die dauernd damit rechnen müssen, unterbrochen zu werden. Walter war ein Kind der Gesprächskultur jener vergangenen Zeitläufte, wo jeden Abend mit der Dunkelheit nicht das Fernsehen, sondern die Langeweile hereinbrach, wo ein Erzähler, im Bewusstsein ausreden zu dürfen, sich Zeit nahm für die Vorbereitung seiner Pointen und für eine gute Geschichte Wein, Weib und Gesang geboten bekam. Ja, auch Gesang.

Und dieser Walter hatte ihn nun eingeladen. Ein Flugblatt war in Jakobs Briefkasten gelegen, die schlechte Fotokopie einer Kritzelzeichnung, mit der Walter in pubertärer Jungenschrift gleich für mehrere seiner Veranstaltungen warb. Handschriftlich hatte er am Rand ein paar Worte hinzugefügt, die trotz ihres ironischen Untertons für Jakob wie ein Befehl klangen, dem er sich nicht widersetzen durfte: "Satansbraten! Es

Ist Mir Eine Innere Notwendigkeit: Komm Nach Elysion! Cabaret Himmel! Tastenzauberer!"

Jakob fand den Club nur mit Mühe. Ein Kleiner Armseliger Schuppen. Trotzdem Aufregend Neu. In Einem Niedrigen Aufgang Links Läufig Erste Etage. Jakob musste zunächst über zwei, schließlich über neun Pfützen springen, bis er endlich in das Treppenhaus gelangte. An der Wand warben wirre, bis in die kleinste Ecke mit Walters Krakelschrift bedeckte, an orientalische Miniaturen erinnernde Aushänge für sein breit gefächertes Wirken. Offensichtlich gestaltete er seine Plakate

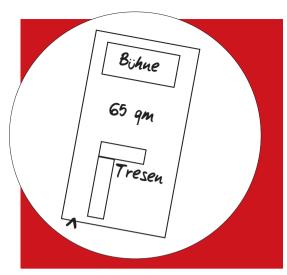
lakob öffnete die graue Eisentür. Feuchtwarmer Kneipendunst schlug ihm entgegen. Es war brechend voll. Die Leute standen bis zur Tür. Es war völlig still. Alle starrten gespannt auf die Bühne, wo ein magerer Marionettenspieler ebenso magere Männchen bewegte. Jakob wagte nicht, die Tür hinter sich zu schließen, aus Angst, er könne zu viel Lärm verursachen. Er stellte sich auf die Zehenspitzen, um bessere Sicht auf das Bühnengeschehen zu bekommen. Plötzlich lachte das Publikum auf - um gleich darauf wieder in dieselbe angespannte Stille zu verfallen. Jakob kannte dieses Lachen. Er nannte es das Berliner Kennerlachen. Es kommt nur auf, wenn etwas ganz neu ist in Berlin. Dann wohnt, mit mühsam ergatterten Karten, der aktivste Teil der Ausgehgemeinde lefzentriefend dem nie Dagewesenen bei, fest entschlossen, alles, was vorgesetzt wird, erst einmal angesagt zu finden. Es ist ein demonstratives Lachen, das sagen möchte:

Wir sehen was, was ihr nicht seht, und das ist Berlin.

Zwischen den Köpfen der vor ihm Stehenden hindurch konnte Jakob Momentaufnahmen dieses jungen blonden Vogelmenschen erhaschen, der sich auf der Bühne eifrig an seinen Fäden zu

¹ Sowohl die westdeutsche als auch die ostdeutsche Kulturszene betrachtete die Anderen damals als Ausland. Es galt als respektlos, übergriffig und gestrig, von einem gemeinsamen Deutschland zu sprechen.

² Mittels Fotokopien konnte seit den späten Siebzigern jedermann seine Werbematerialien mit Schreibmaschine und Schere selbst gestalten und produzieren. Die Ergebnisse waren grauenhaft.



schaffen machte. Wieder lachte die Menge auf. Es musste bahnbrechend sein, was der junge Puppenspieler mit seinen dürren Giacometti-Männchen anstellte.

"Drei Mark", schnarrte die kleine, dicke Frau, die auf einem hohen Hocker neben der Tür saß. Sie machte sich nicht mehr die Mühe, das Bühnengeschehen verfolgen zu wollen, was angesichts ihrer Größe nur folgerichtig war. Sie hatte ein rundes, blasses, liebenswertes Gesicht, auf dem eine riesige altmodische Brille saß, durch die ihre kleinen Augen hellwach - oder vergrößerten die Brillengläser nur ihre Wachheit – **hindurchblinzelten**³.

lakob fingerte aus seiner Tasche drei "Mark", wie die Währung damals hieß, was ungefähr 3,00 Euro entspricht, und legte sie in die kleine, feuchte Hand der Türsteherin.

Am Ende des L-förmigen Tresens sah Jakob Walter stehen. Er hielt ein Glas Bier in der Hand und lachte immer dann besonders laut, wenn niemand anderer lachte. Er trug eine wollene Weste, dazu ein Westernhemd und eine alte Wildlederhose, die roten Haare hatte er zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Zwischen seinen farblosen, rotbewimperten Augen standen, zu seiner kurz aufgeworfenen Nase passend, zwei senkrechte energische Furchen, die Jakob schon damals irritiert hatten und die ihn an etwas er-

innerten, an das er sich im Moment nicht mehr erinnerte. Wenn Walter lachte, hatte er die Angewohnheit, die Lippen zu weit nach oben zu schürzen, sodass man unziemlich viel Zahnfleisch sehen konnte.

Wieder lachte das Publikum kennerhaft auf. Walter hatte eben sein Glas zum Trinken angesetzt, als ihn eine so heftige Belustigung überkam, dass er in sein Bier prustete und ihm der Schaum ins Gesicht spritzte. Er drehte sich zur Seite, um sich den Mund abzuwischen, dabei fiel sein Blick auf Jakob. Er winkte ihm zu. Jakob war es nicht recht, dass Walter ihn entdeckt hatte. Er hätte sich lieber erst einmal in Ruhe umgesehen, den Laden sondiert und sich weiter die Möglichkeit offen gehalten, unerkannt wieder zu gehen. Doch Walter kam stracks auf ihn zu und reichte ihm seine bierverschmierte Rechte.

"Mein Gott, ist der schlecht!",

sagte Walter zu Jakob so laut, dass die Umstehenden es hören konnten, und zwinkerte mit dem Auge in Richtung des Puppenspielers. Jakob war das unangenehm. Denn durch Walters Worte befand er sich in einer sozialen Zwickmühle: Wenn er jetzt nichts erwiderte, würde sein Schweigen von den andern Gästen als Zustimmung gewertet werden; wenn er jedoch widerspräche, würde Walter womöglich weiterquatschen. Jakob hatte immer Respekt gehabt vor der besonderen Stille, die eine konzentrierte Zuschauermenge erzeugt, und er hasste die Unsensiblen, die sie mit ihrem Gebrabbel zerstörten. Deshalb entschied er sich zu schweigen. Walter redete trotzdem weiter.

"Aber er kommt an. Die Leute haben einfach keinen Geschmack!" Auch das hörten alle, die in der Nähe standen.

Walter sprach nicht mit dem Akzent der Einheimischen, er musste zu DDR-Zeiten aus einem

GÍACOMETTÍ-MÄN

Tattaaah!

südlichen Bezirk in die Hauptstadt zugewandert sein. Schlussapplaus brandete auf, die Nummer des Puppenspielers war beendet. Walter stellte sein Bierglas ab und klatschte ostentativ mit. Es war Pause.

"Klasse⁴, dein Laden!", sagte Jakob.

"Nicht meiner. Wir sind hier nur am Mittwoch." "Und was läuft hier an den anderen Tagen?"

"Dirk, der Direktor, der Diesen erlauchten Laden Ereignisschuppen nennt, sagt, Clubs haben keinen Erfolg, wenn sie keine Einmaligkeitserlebnisse schaffen. An sechs Tagen in der Woche lässt er hier Jazz spielen, und jetzt hat er uns den Mittwoch fürs Cabaret gegeben. Tja, und wie du siehst, es ist rappelvoll!" Walter grinste. "Willste nicht gleich mal einen klimpern?"

Jakob hatte damit gerechnet, dass irgendwann im Laufe des Abends eine Frage dieser Art kommen würde, aber Walter ließ nicht einmal eine Anstandsfrist verstreichen. Sie hatten sich sechs Jahre nicht gesehen, und er fiel in Minute zwei ihres Wiedersehens mit der Tür ins Haus.

Jakob verzog das Gesicht. "Nach der Pause ist bei uns immer offene Bühne", antwortete Walter. "Und für heute abend hat sich noch niemand an-

gemeldet." Was naturalid jelojen war.

lakobs Körper wurde bei dem Gedanken an einen möglichen Auftritt von einem heftigen Hormonstoß erschüttert. Für einen Pianistenkörper gibt es in einem Theater nur zwei Betriebstemperaturen: Entweder ist er im Zuschauermodus, kriegt Alkohol und darf wohlig und träge in die Welt schauen, oder aber er befindet sich im Prä-Konzert-Modus, der durch Auftrittserwartung ausgerufenen Alarmstufe. Der Körper schaltet auf Wachzustand, versucht den Darminhalt zu verringern, wird immun gegen Erkältungskrankheiten und nimmt jedes noch so kleine Ereignis zum Anlass für Panikattacken, kurz: Er entwickelt alle Anzeichen von Lampenfieber, und das steht im krassen Gegensatz zu "den Abend genießen". "Nä, lass ma lieber. Ich spiel ein andermal." Jakob

"Nä, lass ma lieber. Ich spiel ein andermal." Jakob wusste, dass das für einen Manipulator wie Walter kein Argument war.

"Möchtest du etwas trinken?"

Ja, genau so hatte Jakob Walter in Erinnerung: Alles, was er sagte, klang unverfänglich, und dennoch setzt er einem dauernd das Messer auf die Brust. Jakob musste sich jetzt schnell entscheiden, ob er Alkohol trank oder nicht. Für ihn galt nämlich das Prinzip:

Mit Alkohol geht man nicht auf die Bühne.

Sein einziger Versuch, sich vor der Vorstellung mit Bier zu stimulieren, lag Jahre zurück und war in einem Fiasko geendet. Der auftrittsinduzierte Hormoncocktail hatte damals in der Verbindung mit drei Pils schwere Finger, Panikattacken und eine fatale Akkord-Amnesie bewirkt. Der Name Karlsruhe ist für ihn seitdem mit Versagen, Demütigung und tiefer Scham verbunden.

"Ich nehme ein Wasser." Jakob wollte heute Abend auf keinen Fall auftreten. Aber andererseits wollte er auf Nummer Sicher gehen. Denn falls er trotz seines festen Vorsatzes Walters rhetorischen Winkelzügen unterlag, hatte er noch nichts intus und eine reelle Chance, nicht abzuschmieren.

"Ein Wasser!" Walter schüttelte den Kopf, und der Schwarzhaarigen am Zapfhahn rief er zu: "Ein Bier für den jungen Mann!"

Walter fasste Jakob am Oberarm: "Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen?"

"Sechs Jahre", murmelte Jakob.

"Ihr seid ja inzwischen richtig berühmt geworden!"

"Die 'Feel Great School' hat sich aufgelöst Letzten Dezember."

"Was?" Walter schien erschüttert. "Die Feel Great School gibt's nicht mehr?", rief er übertrieben laut. "Das kann doch nicht sein! Mann, ihr wart der einzige Lichtblick in dieser langweiligen Off-Theaterszene! Eure Existenz war für mich immer ein Grund, an das Gute im Theater zu glauben: Solange es euch gab, gab es Hoffnung! Ihr habt Theater und Musik auf eine Art miteinander verknüpft, wie es bisher noch niemandem gelungen ist, weltweit!"

Gemessen an der tatsächlichen Leistung der Feel Great School waren Walters Komplimente viel zu dick aufgetragen, und das "weltweit", das er

 $^{\rm 4}$ Slang-Ausdruck der neunziger Jahre. Bedeutet so viel wie: cool, krass.

12

besonders hervorhob, indem er die beiden "Ws" überdeutlich akzentuierte, entwertete nun alles.

"Na, na, na."

"Doch! Ihr wart genial!", rief Walter, sodass es alle Umstehenden hören konnten. "Warum löst sich so eine Truppe auf?"

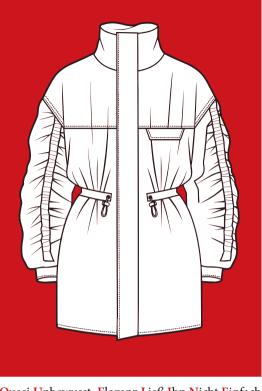
Walter hatte ein todsicheres Gespür dafür, Malaise zu erzeugen.

"Wie das eben so ist, bei Theatergruppen. Es ging einfach nicht mehr."

lakob war es satt, jedes Mal wenn er in der Szene auftauchte, immer wieder die Gründe für das Scheitern seines Ensembles erläutern zu müssen. Zehn Jahre seines Lebens hatte er in diese unglückliche Personenkonstellation investiert. Zu Beginn der Achtziger hatten sie sich übermütig "Feel Great School" genannt und unter der Prämisse "der Weg ist das Ziel" vom Buch über Musik und Regie bis hin zum Bühnenbild alles gemeinsam erarbeitet. Sie hatten einen gewissen Erfolg in der freien Theaterszene gehabt, waren jahrelang durch Westdeutschlands Klitschen getourt und hatten schließlich, aufgerieben von den externen Widrigkeiten und der internen Gruppendynamik in qualvollen Sitzungen, ihre Auflösung beschlossen. Seit es die Feel Great School nicht mehr gab, fühlte sich Jakob frei. Seine gegenwärtige Lage war besser als die seiner Mitstreiter, denn er war ein ganz passabler Pianist, konnte sogar ein wenig singen, und mit seiner Bühnenerfahrung und seinen Kontakten schlug er sich in der Szene als Begleiter einigermaßen durch.

Die Schwarzhaarige sah ihm eine Winzigkeit zu lange in die Augen,

als sie das Bier vor ihm auf den Tresen stellte. Schmunzelnd und mit einem spöttischen Seitenblick auf Walter wandte sie sich wieder dem Zapfhahn zu. Jakob bewunderte es, wie diese Frau Ihrem Charismatischen Körper Eine Natürliche Bewegungssprache verlieh, die ihm den Atem verschlug. Wie sie Flink In Choreographierten Kleinen Einlagen Nachschenkte, kassierte und Bestellungen aufnahm. Jakob Analysierte Choreographien



Quasi Unbewusst. Eleganz Ließ Ihn Nicht Einfach zusehen. Er hatte auch schon im Bewegungstheater gearbeitet und einen scharfen Blick entwickelt für die unbewussten Tanzschritte des Alltags.

Sie sah aber auch wirklich hinreißend aus, in ihrem schwarzen Doppelripp-Trägerhemd, das ihre braunen, kräftigen Oberarme, das erregende Spiel ihrer Muskeln zur Wirkung brachte, wenn sie die vollen Biergläser hin und her balancierte.

Einmal in diese Oberarme beißen!, dachte er. "Jacqueline. Hat gerade keinen Freund." Wie gesagt, Walters Spezialität war das Schaffen von peinlichen Situationen.

Die Pause war vorbei, und Jakob hatte sich, als er von der Toilette zurückkam, auf einen Stehplatz vorarbeiten können, von dem aus er einen halbwegs guten Blick auf die Bühne hatte.

Vor ihm saßen einige wenige Glückliche auf Stühlen, andere hatten es sich in den Fensternischen auf einer doppelten Lage von Mänteln, Pullovern und Anoraks⁵ bequem gemacht. Wieder andere holten sich weiße Rücken an der Mauer, ihr ganzes Gewicht auf ein Bein verlagernd, während sie das

13

 $^{^{\}rm 5}$ So sagte man damals zu Outdoorjacken.

andere abgewinkelt gegen die Wand stellten und dort Abdrücke ihrer Schuhe hinterließen. Manche saßen auf dem Bühnenrand zwischen Gläsern, die so kunstvoll aufgestellt waren, dass sie bei der kleinsten Unachtsamkeit des Nachbarn umkippten. Die, die in der Nähe des vor Hitze glühenden gusseisernen Ofens standen, hatten sich bis auf die Unterhemden ausgezogen und tranken, den Temperaturunterschied genießend, mit hochroten Gesichtern kühles Bier. Es war nicht nur studierende Jugend, die da lümmelte. Dieses spezielle Ost-West-Publikum am Anfang der Mitte der neunziger Jahre wollte intelligenter sein, als es tatsächlich war. Das Zelebrieren von intellektueller Herausforderung und die Grenzüberschreitung gehörten zu ihrem kulturellen Selbstverständnis. Eine nicht zu verachtende Einstellung, bietet sie doch die besten Voraussetzungen für das Herausbilden einer Diskussionskultur. Zwar werden in einem solchen Milieu jede Menge hohler Phrasen gedroschen, aber es ist der szenische Platz geschaffen für die Momente, in denen sich, ohne schief angesehen zu werden, einige Wenige aufschwingen können zu den diskursiven Höhenflügen, derer wir gegenwärtig so sehr entbehren.

Wenn heute Grenzüberschreitungen nicht goutiert, sondern sanktioniert werden, wenn Wissen unter streberischen Generalverdacht gestellt wird, wenn zur Schau getragene Unbildung der Sympathiebringer schlechthin ist, wenn das Herabsteigen vom Sockel, die Verbrüderung auf niedrigster Stufe, für alle Großen zur Pflichtübung geworden ist, wenn das Nicht-Können zelebriert, und Virtuosität bestenfalls als Kuriosität herhalten kann, dann kann man nur sagen Au, au, au.

Ich will die Prenzlauer-Berg-Szene von damals, die bis weit in die Neunziger hinein noch die Neugier und das Freiheitsgefühl der Wendezeit in sich trug, nicht idealisieren, aber die Impertinenz, mit der sich heute Ignoranz als cool verkauft, wäre dort & damals ausgepfiffen worden. Aber so was von.

Walter sprach ohne Mikrophon, ohne Notizzettel, seine Conférence schien frisch, improvisiert,⁶ und es hatte Witz, wie er auf Widerworte

aus dem Publikum einzugehen verstand. Es war Weltklasse, wie es ihm immer wieder gelang, den Spieß herumzudrehen und die Lacher auf seine Seite zu ziehen, indem er mit einer kleinen oder größeren Unverschämtheit den Zwischenrufer bloßstellte. Nachdem den Vorlauten das Pulver ausgegangen war, kam er zum eigentlichen Zweck seiner Einführung: Die offene Bühne.

"Gibt es jemanden im Raum, der die Chance nutzen möchte? Jetzt ist der Moment. Ich sehe niemanden … Traut euch! Kinder, wir sind doch unter uns!"

Die Menge schwieg. Walter ließ sein Zahnfleisch

Jakob erinnerte die Situation an seine Schulzeit, wenn der Lehrer eine Frage gestellt hatte und die Schüler sich angestrengt in ihre Schulhefte vertieften. Durch die Menge wand sich ein etwa zwanzigjähriger, glatzköpfiger junger Mann im Wollpullover, mit engstehenden, dunkel gerandeten, blauen Augen, eine Mappe voll handgeschriebener Manuskriptseiten in der Linken. Mit gesenktem Kopf, als wolle er nicht gesehen werden, drückte er sich auf die Bühne. Er blickte ins Publikum. Das ohnehin spärliche Bühnenlicht schien ihn zu blenden. Er nahm den Mikrophonständer und stellte ihn aus dem Lichtkegel heraus. Walter kündigte ihn an.

"Na, da haben wir einen Kandidaten: Ro 80! Er ist hier kein Unbekannter. Ein echter Poet. Ro, du hast uns neue Gedichte mitgebracht?"

"Seit wann duzen wir uns?",

fragte Ro 80 ruhig. "Für dich bin ich immer noch Herr 80."

"Ro 80! Der Rolls Royce unter den Dichtern!", kalauerte Walter und animierte das Publikum zu einem Begrüßungsapplaus. Ro war der Applaus nicht recht. Er blätterte angestrengt in seinen Manuskriptseiten. Erst als der Applaus abgeebbt war, sah er auf. Mit einem unüberhörbaren Ostberliner Akzent begann er leise zu sprechen.

"Mein Name ist Ro 80, und die folgenden drei Gedischte sind Musikgedischte. Sie sind libertäre



⁶Conférencen sind nie improvisiert. Wenn sie gut sind, sehen sie so aus.



Gedischte. Sie sind Versuche, meine sexuelle Frustration in deftje Bülder zu fassen."

"Ro, ich liebe dich doch!", rief eine Frau.

"Ich auch!", rief eine andere.

"Tanztee." Ro begann sein erstes Gedicht. In einem eigentümlichen, lakonischen Tonfall las er seinen Text in einem durch: ohne Interpunktion, fast ohne Intonation, die Distanz des Lesenden zum Geschriebenen konnte nicht größer sein.

An den Stellen "Fickfrösche" und "Veranda" erntete Ro ein kurzes Kennerlachen. Dass das Gedischt zu Ende war, erkannte man nur daran, dass er das Blatt wechselte. Den stürmischen Applaus ignorierte er. Völlig unbeeindruckt blätterte er in seinen Manuskripten. Die beiden anderen Gedischte hatten nicht weniger Erfolg als das erste, und als er von der Bühne zu seinem Bierglas eilte, tobte der Saal.

Wie lang die Lebenswurst sich zieht Seefeuerrosen platzen nur noch selten

Heilopa wandert clusterspitz Ans Mittelmeer

Fickfrösche klappern Mühsam auf die Leiter

Ihr Speichelduft Ist schwarzgeblökt

Sie wollten alle eigentlich Der Tanztee zieht sich

Der Metzger trödelt rum auf der Veranda

Wieder entstand dieser peinliche Moment. Gab es noch jemanden, der sich freiwillig meldete? Jakobs Hypophyse spendierte eine Runde Glukokortikoide. Er schluckte. Doch das Schicksal schien gnädig mit ihm zu sein: Eine junge Frau hatte ihren Arm gehoben und war bereits auf dem Weg zur Schlachtbank. Sie hatte sich extra für den Abend hergerichtet, ihre dunklen Haare mit einem Kamm zusammengesteckt und ein nur mit ihrer ostdeutschen Herkunft zu rechtfertigendes Make-up aufgelegt. Sie kämpfte sich an der Seite ihres etwas tapsig wirkenden Begleiters in Richtung Bühne durch die Reihen. Walter kannte sie offensichtlich nicht, er begrüßte sie freundlich, fragte sie nach ihrem Namen und stellte ihr den Mikrophonständer in den Lichtkegel. Anscheinend war die offene Bühne wirklich für jedermann offen, auch für Talente, die sich vorher nicht mit Walter abgesprochen hatten.

Leider war es erbärmlich, was sie zu bieten hatte: Sie versuchte sich an Piaf, doch sie intonierte falsch und fauchte zwischendurch ihren Pianisten an, weil er bei ihrem, in der Aufregung viel zu schnell angeschlagenem Tempo nicht mitging.

"Quand il me prend dans ses bras, il me parle tüba …", dass sie "tout bas" mit der Tuba verwechselte, hatte eine gewisse Komik. Jakob schmunzelte. Er war wahrscheinlich der Einzige im Saal, der den Fehler bemerkte⁷. Dass sie nur höflichen Applaus bekam, sprach für das Publikum.

Zwei Gäste hatten nun auf der offenen Bühne gespielt, und Jakob wähnte sich bereits in Sicherheit, doch Walter kannte keine Gnade.

"Tja, unsere offene Bühne hier im Mittwochscabaret steht nicht nur Newcomern und alten Stammgästen wie unserem wackeren Meister 80 offen, nein, manchmal können wir auch Prominente begrüßen: Er ist einer der Protagonisten der Westberliner Erfolgstruppe 'Feel Great School'. Er ist der beste Pianist von allen, die zurzeit für einen Appel und ein Ei zu haben sind, und es ist uns eine Ehre, dass er heute Abend unser ärmliches Etablissement beehrt. Bitte einen donnernden Applaus für Jakob Rhoenich!"

Lodernde Aufregung. Mörderische Panik. Ein Nervöses Flimmern In Erregten Bauchzonen. Er Rang nach Luft. Ihm wurde schwindelig. Eigentlich hatte Jakob genügend Bühnenerfahrung, aber er war selten alleine aufgetreten, und so sehr er auch dagegen ankämpfte, die Angst vor dem Auftritt wurde mit den Jahren immer schlimmer.

17

⁷ War er nicht. Leserinnen, die das Buch zum zweiten Male lesen, wissen bereits, wer außer ihm noch den Fehler bemerkte. Übrigens von wegen Leser-in. Im Bemühen um eine fluffige gendergerechte Sprache, werden das generische Femininum, das Maskulinum sowie die plattdeutsche Pluralform (Wir gehen rüber zu Lehrers) nach GUTDÜNKEN verwendet. Damit ist jeweils gemeint: weiblich, männlich und nicht-binär.

KAPITEL V



DIE BESCHNUPPERUNG



Der unterbeschäftigten Leserin: Sie können mir echt, ohne Scheiß glauben, dass mir nichts lieber wäre, als wenn aus diesem Buch, der Ausgeburt meines Intellekts, das stilistisch ausgereifteste, das coolste¹ und das subtilste Werk würde, das man sich vorstellen kann. Aber leider kann auch ich nicht gegen die Naturgesetze an, wonach jeder Tropf immer nur Seinesgleichen hervorbringt, und was kann mein einfallsloses, unkultiviertes Kleinhirn anderes hervorbringen als Kleinkunst? Was anderes als die Geschichte zweier Kleinkünstler, ihrer kleinen Graben-

kämpfe, ihrer kleinen Eskapaden und ihrer kleinen Gefühle, ohne die Tiefe der Empfindungen und Gedanken, wie sie richtige Figuren, geschaffen von richtigen Schriftstellern, in der richtigen Literatur aufzuweisen haben? In der richtigen Kunst, und das gilt nicht nur für die Literatur, birgt jede Äußerung ein sinnstiftendes Potenzial, deshalb ist es angeraten, dort, und nur dort, den großen Interpretationsapparat anzusetzen und auch die kleinste Flatulenz auf ihre metaphysische Dimension hin abzuklopfen. In der Kleinkunst hingegen darf man sicher sein, dass man nichts anderes zu erwarten hat als Geplänkel an der Oberfläche. Gerade wenn Scherze, wenn Ironie und Satire überhandnehmen, verzichtet die deutschsprachige Kennerin richtiger Kultur von vorneherein darauf, ihre Sensoren auszufahren, denn sie weiß, dass Kleinkunst und Kunst sich geradezu ausschließen, dass in diesem Genre eines billigen Witzes wegen jedwede Seelentiefe geopfert wird, dass Kunsthandwerk keine eingehendere Betrachtung verdient.

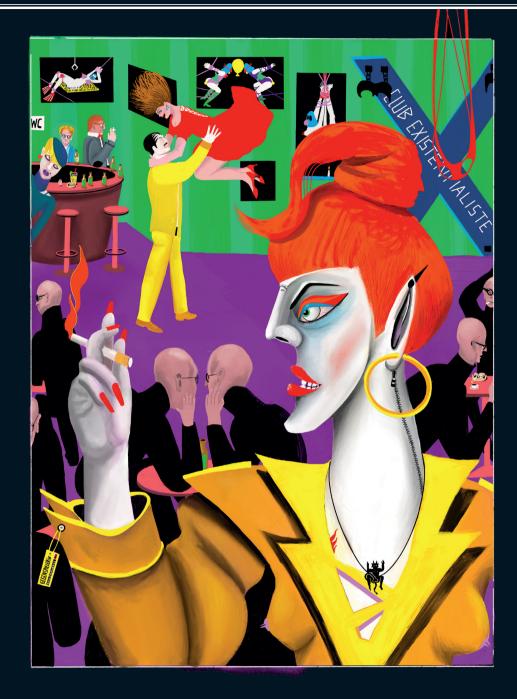
Es tut mir leid, aber auch von mir dürfen Sie keine großen transzendenten Sprünge erwarten. Kleinkunst bleibt Kleinkunst, und es wird schon seinen Grund haben, dass kaum einer von den Großen es bisher unternommen hat, einen Kleinkünstler zum Gegenstand seiner Großkunst zu machen. Ich kann hier lediglich versuchen, mit den Mitteln, die mir zur Verfügung stehen, Ihnen die Welt der zehnten Muse etwas näherzubringen, in der es Menschen gibt, die lachen und weinen, die sich verlieben, sich verkrachen und schließlich sterben, gerade so wie in der übrigen Welt. In der sich zwei Menschen zusammentun können, um im Kartoffelkulturkeller von Schöftland vor halbleerem Hause abzuschmieren, die aber auch zu den Höhen des deutschen Kleinkunstpreises aufsteigen können. Was können diese Menschen jedoch dafür, dass nur ein Kleinkünstler ihre Geschichte erzählt? Sind diese Menschen es nicht wert, von Ihnen, werte Leserin, mit derselben Aufmerksamkeit beehrt zu werden, wie die Anderen, verdammte Hacke? In ihrer Kleinheit, in ihrem Dreiviertel-Liter-Leben zwischen all den billigen Witzen. Setzen Sie sich in mein Cabaret und betrachten Sie es, als wäre es Großkunst!

Ausnahmsweise².

¹ Cool: Ein Retro-Vulgarismus, Anfang-Neunziger-Trash. Ein Synonym für krass.

² Es ist schon ein verfluchtes Apartheidsystem gewesen in diesem Land, und mehr als anderswo, die Abgrenzung der E- von der Un-Kultur. Als man hierzulande meinte, seine "Kultuur" gegen die vermeintlich oberflächliche "Sivilisassion" verteidigen zu müssen, wenn nötig auch mit Senfgas. Esprit, Humor sind immer noch suspekt. Auch wenn inzwischen die Ironisierung, die Verjuxung allenthalben triumphiert: Apartheid lebt weiter in den Köpfen. Später mehr.

KAPITEL VIII



DIE SCHMACH VON ALEXANDRIEN

Ich verabscheue Fußnoten.

Mich bringen diese zusätzlichen Anmerkungen aus dem Lesefluss, ich habe es lieber, wenn das Hintergrundmaterial sauber in eine Chronologie eingearbeitet ist, der Autor im richtigen Moment die Leserin mit dieser oder jener essayistischen Abschweifung erhellt und sie dann wieder behutsam auf den Erzählstrang zurückführt. Trotzdem ist es einem Autor manchmal unmöglich, die Vielzahl des Erwähnenswerten linear zu organisieren, und er muss wider Willen mit Widerwillen eine Fußnote zulassen. Ich achte beim Schreiben immer darauf, dass nur in äußersten Notfällen. wenn man weder die Information unterschlagen, noch sinnvoll einbauen kann. zu diesem Mittel gegriffen wird, und ich hoffe, die geneigte Leserin wird mir - falls sich dennoch eine Fußnote nicht vermeiden lässt - diese Schwäche verzeihen.

nichts von dem, was da stand. Die meisten Worte waren zwar deutschstämmig, klangen vertraut, und doch waren sie auf eine so selt- La Groete las weiter. Ihm war unwichtig, was same Art miteinander verknüpft, dass der unbefangenen Leserin ihr Sinn verborgen bleiben musste. Neologismen, entstanden durch die willkürliche Kombination der gängigen Vorund Nachsilben mit Wortstämmen aus dem Basisvokabular, formten sich zusammen mit unorthodox verwendeten Alltagsbegriffen zu Satzkonstruktionen, deren grammatikalische Konstruktion erst auf den dritten Blick ersichtlich wurde.

La Groete begann, den Text genauer zu studieren. Auffällig war die Homophonie des Possessivpronomens "sein" und des Verbs "sein", das substantivisch verwendet und mit den verschiedensten Präfixen verknüpft, den Text kontinuierlich durchzog, rhythmisch strukturierte. La Groete las den Text laut:

"Das Seiende, dessen Analyse zur Aufgabe steht, sind wir je selbst. Das Sein dieses Seienden ist je meines. Im Sein dieses Seienden verhält sich dieses selbst zu seinem Sein. Als Seiendes dieses Seins ist es seinem eigenen Sein überantwortet. Das Sein ist es, darum es diesem Seienden je selbst geht^{2,3}."

La Groete ließ das Buch sinken und lauschte dem Klang der Worte nach. Ihm fiel das Wort eines Dichters ein: "Es war die Musik, die in diesen Versen in so leichtem Schlummer liegt, dass die leiseste Berührung von berufener Hand genügte, sie zu erwecken." So formulierte es4 der Treffgenaue, Herausragende, Offenbar Musikalische, Anerkanntermaßen Singuläre, Meisterliche Autor N.N., dessen

losophisch nicht ganz unbedarft, verstand er Name La Groete nicht einfallen wollte, so sehr er sich auch anstrengte.

> die Worte bedeuteten, er lauschte nur dem Trommeln der Sprache, das ihm vorkam wie indische Talas, deren rhythmische Struktur er vor ein paar Tagen studiert hatte. Er war sich sicher, dass der große Philosoph sein Werk als Klangkomposition verfasst hatte: dass Heidegger seine Philosophie auf dem Todtnauberg peripatetisch - wie Flaubert, in seinem Gueuloir auf- und abrennend - im Gleichklang mit dem Sprachrhythmus entwickelt hatte und so ein uraltes Ideal verwirklicht hatte: die perfekte Einheit von Form und Inhalt. Heidegger war Rapper, ohne zu wissen, was das ist, und sein Werk schrie danach, endlich in Musik gesetzt zu werden.

> La Groete begnügte sich nun nicht mehr damit, dem Heidegger'schen Rhythmen nachzuspüren. Er stürzte sich in das Studium von "Sein und Zeit" mit dem Hintergedanken, sich so viel Wissen über den Existentialismus anzueignen, dass er Master Dolkost eines Tages auf offener Bühne mit der Frage "Was ist Existentialismus?" kompromittieren konnte. Die ersten Seiten über Ontologie waren sowieso ein onomatopoetischer Leckerbissen⁵, aber er zog auch praktische Lebenshilfe aus der Lektüre, zum Beispiel aus dem Kapitel über die Herrschaft des "Man", womit er Carlas soziale Erwartungshaltungen philosophisch fassen konnte⁶, und er berauschte sich an dem Begriff der Eigentlichkeit, der seine gegenwärtige Eremitage so treffend beschrieb, denn er hatte den verdammten Eindruck, endlich zu seiner Eigentlichkeit gelangt zu sein.

À propos, die Forderung nach mehr Eigentlichkeit kann auch mit Be what you are uebersetzt werden. Die Linie Heidegger, Sartre Che Guevara, John Lennon ist zwar etwas gewollt, aber wenn man dies so postuliert, lassen sich auch gute Argumente finden, so einen Bogen zu rechtfertigen. Ob Heidegger nun der Urvater der Freaks gewesen ist? Dafuer sprechen eine ganze Reihe triftiger Gruende allen voran die ziemlich verschrobene Sprache, die ein heutiger Freak zwar nicht als bekifft, aber auf jeden Fall als irrsinnig abgefahren bezeichnen koennte. Er ist wirklich nicht jedermanns Sache, aber ein echter Lese-Freak wird sich dadurch keinesfalls von der Lektuere abschrecken lassen. Nur mit einem Lendenschurz bekleidet wird er Sein und Zeit, neben sich einen Maracujadrink verschlingen und mit bekifftem Freakgehirn seine Neubewertungen vornehmen, so im Stil von Wao! oder Cool! Seine Operationsbasis ist eine völlig andere, als die herkoemmlicher prinzipientreuer Heideggerjuenger. Diese werden die Freaks als Querulantenkoepfe bezeichnen. Doch wird durch die Arbeit eines Rhetorikprofessors der mit der finanziellen Hilfe eines weisen Sparkassendirektors das Werk Heideggers kommentierte, auch den Tanklastwagenfahrern Heideggers Philosophie klarer gemacht. In Uhrmacherwerkstaetten wird man Heidegger lesen, was dann sogar vergnuegungssteuerfrei sein wird. Man wird mit diesen Lesungen Weiterbildungsmaßnahmen initiieren, von den Stahloefen bis zur Xylophonbauerwerkstaette ueberall wird man ihn lesen. Auch ein Yogalehrerausbildungskurs wird Martin-Meditation anbieten. Mit Zugangsberechtigungsschein kommt man fuer umsonst in die Kurse aber das nur nebenbei.

² Heidegger, Martin, Sein und Zeit, Max Niemeyer Verlag Tübingen (1993)S.41f.

³ Der Rhythmus entsteht durch das stimmhafte wie das stimmlose "S", die wie eine Hi-Hat den Rhythmus durchziehen, sowie den Diphtong "ei", der wie eine virtuose Bass-Conga agiert.

⁴ poetischer als auf S.52

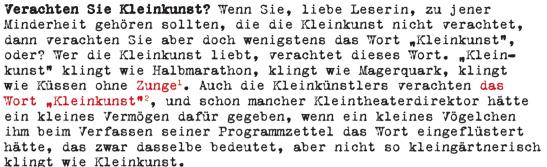
⁵ Ist der Satz: "Dasein ist Seiendes, das sich in seinem Sein verstehend zu diesem Sein verhält" nicht von formvollendeter Schönheit?

⁶ Man muss, man soll ... Kaffee trinken.

KAPITEL IX







Korrekt wäre eigentlich das Wort "Cabaret", was vom Wortursprung erst mal nur "Kneipe" bedeutet. Später verstand man darunter auch ein Tablett3 oder ein Tischchen, auf dem den Gästen verschiedene Leckereien angeboten werden. In Deutschland ist das Wort Cabaret mit C jedoch vom Rotlichtmilieu gekapert, und das eingedeutschte "Kabarett" bezeichnet nur einen Teilbereich der Kleinkunst, nämlich die Theaterformen mit politischem Inhalt4. Cabaret ist ein einzigartiges. für das deutsche Sprachgebiet typisches Genre, das in dieser Vielzahl und Dichte nirgendwo sonst auf der Welt existiert5. Der Prototyp ist allerdings nicht hierzulande entstanden. sondern wurde importiert. als Künstlers wie Ernst von Wolzogen im Jahre 1900 die Expo in Paris besuchten und sich von dem dort grassierenden Cabaret-Fieber anstecken ließen7. Zurückgekommen, gründeten sie, nahezu zeitgleich in Berlin und München, Cabaret-Bühnen nach Pariser Rezept⁸. Dieses Rezept wurde dann recht schnell den hiesigen Gegebenheiten angepasst und seitdem ununterbrochen verändert. Man kann sagen, dass über das ganze 20. Jahrhundert hinweg, ungefähr alle zehn Jahre, eine neue Cabaret-Generation angetreten ist, die neue Schwerpunkte setzte, unterschiedliche Ausdrucksmittel bevorzugte und einen anderen Humor pflegte als ihre Vorgängers. Dabei speist sich das Cabaret aus den immer gleichen vier Kunstgattungen. die - als ein authentischer Ausdruck der jeweiligen Dekade in wechselnden Formen immer wieder neu auferstehen.

¹ Klingt wie Kinderschnitzel, klingt wie Minigolf, wie Modelleisenbahn, klingt wie alkoholfreies Bier, klingt wie Häkeln für Senioren.

² "Cabaret ist in Deutschland mit Kabarett übersetzt worden. Es gibt bekanntlich noch verschiedene andere Übersetzungen; die verhängnisvollste scheint mir die mit "Kleinkunst" zu sein. Seitdem erwartet man am Cabaret keine großen Künstler mehr, sondern nur noch kleine. Kleinkünstler, Zauberkünstler, Rechenkünstler, Hungerkünstler (merken Sie was?)" (Werner Finck) "...der Begriff ist schon so mit Schimpf und Schande verbunden, dass aus ihm der exkremente Geruch der zwangsläufigen Selbstbefreiung steigt, des einzig schönen Zwangs zum Aufsteigen aus dem Abfall all dessen, was Kulturleistung genannt wird. Kleinkunst ist dumm, gemein und betulich, geizig, verklemmt und beschränkt. Kleinkunst ist Symbol des Realen und damit jedem Versuch überlegen, das Barbarische zu zähmen." (Matthias Beltz)

³ Im Quebec sagt man heute noch "cabaret" statt "plateau"(frz.) für Tablett.

⁴ In Österreich wird das Wort "Kleinkunst" kaum verwendet, man spricht dort nur von Kabarett. Interessanterweise wird das Wort zwar "Kabarett" geschrieben, jedoch französisch "Cabaret" ausgesprochen, was zu Verwirrungen führen kann. Im Zweifelsfalle fragt der Österreicher nach: "Is des wos Politischs oder wos Nackerts?"

Musikkabarettist ist kein Lehrberuf. Und, wie schon erwähnt, kein Thema in der Literatur. Wenn jemand trotzdem den Beruf ergreifen möchte, dem sei der folgende Leitfaden ans Herz gelegt.

_E GUIDE DU CABARETISTE #1

WIE BAUT MAN EIN PROGRAMM?

Die erste, die altbekannte und die oberste Regel im Theater ist: Regeln können gebrochen werden. Es gibt unendlich viele Möglichkeiten, ein Programm zu bauen: ein reines Nummernprogramm, ein Nummernprogramm mit rotem Faden, ein Programm mit einer Handlung, und sei sie noch so rudimentär.

Folgt man einer konventionellen Spannungskurve, sollte man sich jedoch drei Momente genauer ansehen: das Opening, das Halbfingle, das Fingle.

DAS OPENING

Ob leise oder laut, ob intim oder volles Brett, ernst, rätselhaft oder lustig, mit der ersten Nummer entscheidet die Zuschauerin, in welcher Art Show sie gelandet ist, und stellt ihre Erwartungen und Reaktionsmuster dementsprechend ein. Bringt man im Opening einen derben Witz, lauert sie auf den nächsten und ist weniger empfänglich für Feinheiten. Bringt man eine anspruchsvolle Nummer, kriegt sie Respekt, stellt auf Kultur und neigt dazu, eventuell folgende Gags erst mal platt zu finden. Jakob und La Groete haben sehr unterschiedliche Openings ausprobiert, dabei stellte sich als vorteilhaft heraus, in den ersten drei Songs unterschiedliche Farben zu bringen, um die Zuschauerinnen nicht zu sehr auf eine Machart festzulegen.

Die erste Nummer sollte eine starke Nummer sein. Aber man darf seine besten Trümpfe nicht zu früh ausspielen, denn die Reaktionen auf eine Nummer werden in der Anfangsposition immer schwächer ausfallen als an einer anderen Stelle im Programm.

DAS HALBFINALE

Man kann laut oder leise in die Pause gehen, mit einem Statement oder einer Frage, mit einer Provokation oder mit einer applausträchtigen Nummer. Aber man sollte wissen, dass die Zuschauerinnen mit dieser Nummer im Kopf die Pausengespräche beginnen werden. Und die Verabredungen der Zuschauerinnen in der Pause sind oft ganz entscheidend für die Stimmung im zweiten Teil. Es gibt Abende, da ist das Publikum in der zweiten Hälfte wie ausgewechselt. Sorum oder sorum.

DAS FINALE

Im Musical gibt es die 11 o´clock Number, das ist ein Höhepunkt vor der eigentlichen Finalnummer. Der Moment, in dem ein Protagonist zu seiner Erkenntnis gelangt oder das Liebespaar zueinander findet und ein Duett brettert. Eine Nummer, bei der noch nicht alle Register der musikalischen Applausrauskitzelung gezogen werden. Aber fast. Wenn die dramaturgische Schlusskurve nach oben führt und man auf ein klassisches Finale zusteuert, sollte man auch in einem Nummernprogramm einen 11 o´clock Song mit einkalkulieren. Es gibt aber auch das leise Finale. Die Leere. Es ist nicht leicht, allgemeine Aussagen zu treffen, aber ein Finale sollte immer etwas von Conclusio haben. Keine schwache Nummer. Kein neues Thema aufmachen, das gar nichts mit dem Vorangegangenen zu tun hat. Es gibt Songs, die riechen nach Finale. Und es gibt Songs, die machen den Sack zu. Wenn man das nicht spürt, ausprobieren! Chansons können völlig anders wirken, wenn sie im Programmablauf anderswo platziert sind.

Ja, und die Zugabe(n). Gehören auch zur Final-Inszenierung. Hier kann man noch mal eine ganz andere Farbe bringen. Immer eine Zugabe weniger geben, als die Zuschauerinnen wollen. Auch wenn es schwerfällt.

SCHWACHE SONGS

Man hat manchmal eben nicht nur dolle. Ich würde sagen: am Anfang des dritten Drittels der ersten Hälfte oder im ersten Drittel der zweiten Hälfte. Und keine zwei schwachen hintereinander.

SCHWIERIGE SONGS

Songs, die intellektuelle Anstrengung erfordern oder ästhetisch nicht leicht zu verdauen sind. Ich würde sagen: am besten am Ende des ersten Drittels, bis Mitte des dritten Drittels der ersten Hälfte oder in der ersten Hälfte der zweiten Hälfte. Wenn das Publikum noch frisch genug ist für eine intellektuelle Anstrengung. Ab Mitte der zweiten Hälfte tut allen potenziell der Hintern weh, und man muss die Zuschauerinnen vergessen machen, dass sie eigentlich schon nach Hause möchten: durch Klopper, Überraschungen oder eine dramaturgische Spannung.

FARBWECHSEL

Der kleine Moritz denkt häufig, dass zwei Chansons zueinander passen, wenn sie dasselbe Thema behandeln. Oft ist aber gerade das Gegenteil der Fall. Wenn der zweite nicht wirklich einen draufsetzt, ist es meist besser, einen Song wegzulassen oder sie wenigstens in zeitlichen Abstand zueinander zu setzen. Bei der Planung einer Songfolge sollte man unbedingt die Tempo- und Rhythmuswechsel im Auge haben. Eine langsame Ballade oder ein Up-Tempo-Song können eine Sequenz von Songs mit mittlerem Tempo entscheidend auffrischen. Auch Songs mit ähnlichen Harmoniefolgen sollte man besser auseinanderhalten. Selbstverliebte nächtliche Chansonschreiber dürfen auch mal die Tonart wechseln.



LE GUIDE DU CABARETISTE #2

Die regionalen Unterschiede im deutschen Sprachraum prägen in erheblichem Maße das Selbstbild seiner Bewohner. Sie bilden eines der Hauptthemen in den Alltagsgesprächen und tragen essentiell zur Beurteilung des Gegenübers bei. Sie definieren das Raster, nach dem man Personen bei der ersten Begegnung einordnet, bevor, nach besserem Kennenlernen, die individuellen Charakterzüge jene primären Festlegungen – hoffentlich – korrigieren.

Die Kenntnis der wichtigsten, allgemein anerkannten Vorurteile sowie der lokalen Tabuzonen gehört zum Basiswissen eines jeden Tourneekünstlers. Jeder Nachwuchs-Cabaretier sollte sich unbedingt damit vertraut machen, bevor er auf Tournee geht. Vorstellbar Ist Vielleicht Ein Führer Landsmannschaftlicher Allgemeinplätze. Unverzichtbar Bei Erörterungen Regionaler Themen:

ALLGAUER: Stur. Ganz eigener Menschenschlag. Österreich liegt praktisch vor der Haustür.

BADENER: Nicht verwechseln mit den Schwaben! Immer behaupten, sie seien viel entspannter als die Schwaben! Ganz anderes Lebensgefühl. Niemals "Badenser" sagen!

BAYERN: Stur. Ganz eigener Menschenschlag, zwischen Laptop und Lederhose. Weißwürste müssen vor 12 Uhr gegessen werden und werden gezuzzelt. (Das Prinzip des Zuzzelns erklären lassen. Sich dumm stellen!) Die besten Würste Deutschlands.

Partystadt. Start ups en masse. Doll, was sich in Mitte tut. Und in Kreuzkölln. Die Bedienungen sprechen nur noch Englisch. Andererseits: Berlin ist ein Dorf. Der Berliner ist erst mal pampig, meint es aber nicht so.

BERNER: Langsam. Sehr langsam. So tun, als wären sie wirklich langsam.

BREMEN: Hamburg ist das Tor zur Welt, und Bremen hat den Schlüssel. Völlig verschuldet. Labskaus loben.

DÜSSELDORF: Bloß kein Kölsch bestellen! Immer Alt! Bloß nicht behaupten, Bier sei Bier.

FISCHKÖPFE: Küstenbewohner. Ganz eigener Menschenschlag.

FRANKEN: Stur, engstirnig. Ganz eigener Menschenschlag. Die Portugiesen imitieren die Form des Bocksbeutels, nicht umgekehrt. Die besten Würste Deutschlands. Veitshöchheimer Fasching ist lustiger als im Rheinland.

FRANKFURT: Frankfurt ist gar keine Großstadt, sondern besteht aus den Dörfern drumherum.

HAMBURGER: Gleichzeitig steif-verschlossen und hanseatischweltoffen. Es regnet viel in Hamburg. Aber es ist nicht so kalt, wegen des maritimen Klimas. Ist die zweitschönste Stadt Deutschlands! (Platz eins offen lassen, und nicht Berlin erwähnen!). Die Hafengeburtstage von Olaf Scholz sind legendär.

HANNOVER: Ist gar nicht so langweilig wie sein Ruf. Hannoveraner sprechen das reinste Deutsch, sind aber eher stur.

HESSEN: Lustiges Völkchen. Frankfurt ist nicht Hessen. Auf dem Lande, Gefahr der Fachwerkvergiftung. Handkäs und Äppelwoi, nun ja.

ZU leben. Der Karneval ist etwas, das man als Außenstehender nicht begreifen kann. Bloß kein Alt bestellen!

LEIPZIGER: Überraschend lebendiges, lustiges Völkchen. Ganz untypisch für den Osten. Doll, was sich da tut. Das neue Berlin.

MECKLENBURGER: Stur. Ganz eigener Menschenschlag. Tendenziell arbeitslos. Das "e" in "Mecklenburg" wird hell ausgesprochen. Also "Mécklenburg", nicht "Mäcklenburg".

MÜNCHEN: Teuer. Aber hoher Freizeitwert. Italien liegt praktisch vor der Haustür. Nicht "lustiges Völkchen" sagen.

NIEDERSACHSEN: Stur. Ganz eigener Menschenschlag.

N.N. (Orte unter 1000 Einwohnern): Wenn der Auswärtige in die Kneipe reinkommt, setzt er sich an den letzten freien Tisch. Wenn der "N.N.er" in die Kneipe kommt, in der nur ein Gast sitzt, setzt er sich dazu. Ganz eigener Menschenschlag.

NORDFRIESEN U.A.: Stur. Ganz eigener Menschenschlag. Plattdeutsch ist eine eigenständige Sprache. Weltoffenheit loben, wenn die Kinder auf die dänische Schule gehen.

NÜRNBERG: Nicht so langweilig wie sein Ruf. Parteitagsgelände bedrückend. Nürnberger Bratwürste sind besser als Thüringer. Versuchen, das Nürnberger Waffel-"L" zu imitieren. Daran scheitern.

ÖSTERRE I CHER: Stur. Ganz eigener Menschenschlag. Der Deutsche heißt dort Piefke. Wien ist nicht Österreich.

OSTFRIESEN: Weltoffen, intelligent. Friesisch ist eine eigene Sprache. Keine Ostfriesenwitze erzählen.



